



Freigehege

Von Debra Wisker

Sternchen

War vor vielen Jahren die Rede von einem „Sternchen“, war damit so eine Art Mochtegenschauspielerin gemeint. Heute beschäftigt offenbar ein ganz anderes „Sternchen“ die Menschheit. Was einmal das große „I“ mitten im Wort bezwecken sollte, soll nun ein Sternchen richten. Genau. Die Gleichbehandlung etwa von Bürger*innen. Ja, mit dieser Schreibweise deckt man Männlein und Weiblein gleichermaßen ab. Zugegeben, es war ein langer Weg, den Alice Schwarzer und ihre Mitkämpfer*innen (ob das Sternchen hier wirklich angebracht ist?) gegangen sind, um die Gleichstellung von Mann und Frau voranzutreiben. Ohne Suffragetten kein Wahlrecht für Frauen. All das war richtig und wichtig. Das ist es immer noch, denn nach wie vor verdienen zum Beispiel Frauen für die gleiche Arbeit weniger Geld als Männer. Es gibt immer noch so manchen emanzipatorischen Strauß auszufechten. Ob allerdings die deutsche Grammatik das Schlachtfeld sein soll, mag dahingestellt sein. Man denke nur mal an den Plural von „der Mann“. Der lautet doch tatsächlich „die Männer“. Zack, so schnell ist man(n) entmannt. Was müssen sich da die Kerle grämen, hat man ihnen doch einen weiblichen Artikel verpasst. Um wieviel einfacher ist das im englischsprachigen Raum. Ein Artikel, aus die Maus. Nein, die Emanzipation soll nicht infrage gestellt werden. Das soll an dieser Stelle noch einmal betont werden. Wenn frau sich aber schon echauffert, weil ein Herr ihr die Tür aufhält, scheint das doch ein wenig übertrieben. Es könnte doch des Türöffners schlichte Höflichkeit dahinterstecken. Apropos dahinter: Sagt nicht ein Sprichwort, dass hinter jedem großen Mann eine starke Frau steht? Das macht Sinn. Das braucht so ein Mann. Wer sonst sollte ihm seine eloquente Rede ins Ohr flüstern? Wer sonst sollte ihm sanft den Stöckelschuh ins Ende des Rückgrats drücken, wenn er es wagt, sich daneben zu benehmen? Wer sonst sollte ihm das Gefühl geben, dass jede seiner Bewegungen beobachtet wird? Es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass Männer die Welt lenken. Aber es ist eine geschickte Taktik, sie das glauben zu lassen. Im Übrigen heißt es ja auch „die Taktik“ – eindeutig weiblich. Ohne Sternchen.

Musik und Unendlichkeit im Mathematikum

GIESSEN (red). Passend zur aktuellen Sonderausstellung des Mathematikums – „Kein Ende in Sicht - Unendlichkeit zum Anfassen“ findet am Samstag, 16. Februar, um 19.30 Uhr ein klassisches Konzert mit Werken für Klavier, Cembalo und Gesang von Johann Sebastian Bach, Carl Maria von Weber, György Ligeti, Arvo Pärt und weiteren statt. Die Unendlichkeit zeigt sich in der Musik in vielfältiger Weise: Manche Werke leben von ständigen Wiederholungen, andere rasen in Höchstgeschwindigkeit als Perpetuum mobile, wieder andere erzeugen einen nicht enden wollenden Klangteppich. Dabei werden auch erstaunliche Parallelen zwischen alter und modernster Musik hörbar. Kantorin Marina Sagorski (Gießen) und der Sänger Jörg Reddin (Arnstadt) verbinden auf eindrückliche Weise Musik und Unendlichkeit. „Ein Konzert, das es so noch nie gab“, freut sich Professor Beutelspacher, Direktor des Mathematikums, der das musikalische Erlebnis am kommenden Samstag auch moderieren wird. Unterstützt wird das Konzert von Musikhaus Schoenau durch die Leihgabe eines Klaviers. Der reguläre Eintritt beträgt 9 Euro, ermäßig 6 Euro und Besitzer der MathematikumCard erhalten freien Eintritt. Die Tickets sind im Vorverkauf und an der Abendkasse im Mathematikum erhältlich.

Von Ingo Berghöfer

GIESSEN. Bisweilen ist es ja durchaus erhellend, wenn nicht gar erleuchtend, einmal die eigene Filterblase zu verlassen und in anderer Leute Echokammern einzutauchen. Und so finde ich mich an einem Mittwochabend als ältester weißer Mann (plus einer Handvoll Geschlechtsgenossen) unter 200 jungen Frauen im Hermann-Levi-Saal zu einem Hochamt weiblicher Selbstvergewisserung ein. Spiegel-Online-Kolumnistin, Vorzeige-Feministin der Generation „Missy-Magazine“ und rotes Tuch für alle maskulinen Dummbueitel mit chronischem Hang zu Mäusrut-schern, Margarete Stokowski, ist erschienen, um die „Letzten Tage des Patriarchats“ auszurufen, beziehungsweise ihren Anhängerinnen einige ihrer Kolumnen aus dem gleichnamigen Sammelband zu kredenzen. Keine Frage, frau ist hier unter und ganz bei sich. Weder von Moderatorin und Juniorprofessorin Catarina von Wedemeyer noch von den Zuschauerinnen (ich und die anderen fünf Y-Chromosom-Träger pfeifen jetzt mal auf das generische Maskulinum und fühlen sich einfach mitgemeint) gab es an diesem durchaus unterhaltsamen Abend die Widerworte, die Stokowski regelmäßig für ihre Kolumnen erntet. Trotz dezent-prölligem Hip-Hop-Outfit (der „Teufel“ aller Maskulinisten trägt statt Prada Adidas) zeigt sich Stokowski an diesem Abend als extrem tiefenentspannte Sachwalterin des eigenen Werkes. Zwar habe sie anfangs noch gedacht, dass so ein Kolumnenband eigentlich nur von alten Kolumnisten veröffentlicht werde, was sie nicht so sympathisch fände, doch dann habe sie gedacht: „Ist doch egal, ich mach jetzt so'n Buch einfach.“ Zunächst plaudert sie aber erst einmal ein wenig aus dem Nähkästlein eines „komischen Jobs“, in dem man sich jede Woche Sachen ausdenken

Der „Teufel“ trägt Adidas

Star-Kolumnistin Margarete Stokowski trägt in Gießen alte, geliehene und „kornblaue“ Texte vor



Warfen sich die Bälle beziehungsweise Wattebäuschchen zu. Spiegel-Online-Kolumnistin Margarete Stokowski und JLU Gastprofessorin und Moderatorin eines entspannten und konfliktfreien Lese-Abends Catarina von Wedemeyer. Fotos: Berghöfer

müsse, um darüber zu schreiben und dafür auch noch Geld kriege. Angefangen hat Stokowski wie circa 90 Prozent der Hauptstadt-Qualitätsjournalisten bei der Taz. Sie habe damals unter nahezu idealen Arbeitsbedingungen „so eine Art Hippietagebuch“ geführt und darin unter anderem mitgeteilt, dass sie „neulich Sex hatte“. Bei der Taz sei es sehr locker gewesen. „Die Texte werden eh gedruckt, da liest keiner mehr drüber, die hatten kein Geld fürs Redigieren.“ Weil die Taz aber auch kaum Geld für Kolumnisten hatte, heuerte Stokowski später bei Spiegel Online an. Dort änderten sich nicht nur Bezahlung und Arbeitsbedingungen, auch der Themenhorizont der Autorin weitete sich

aus. Heute seien sie sogar literaturwissenschaftlich sehr interessant, wusste von Wedemeyer, schließlich zitiere die Autorin sogar Simone de Beauvoir, Virginia Woolf und Aristophanes. In Gießen zitierte Stokowski zum Glück vor allem Stokowski. Das kann nicht nur belehrend sein – ein Vorwurf, den Mann ihr gerne macht – sondern tatsächlich von erhellender Komik, etwa, wenn sie im Vorfeld einer größeren WG-Renovierung vergeblich versucht, Arbeitskleidung in „Damengröße“ zu finden, und feststellen muss, dass es schon seinen Grund hat, dass der Blau-mann Blau„mann“ heißt, zumal, wenn der nur in den Farben „weiß“, „beige“ und „kornblau“ angeboten wird.

wirkt ein wenig selbstgerecht, oder wie Stokowski sagt: „Ich bin auf ziemlich hohem Niveau daran gewöhnt, dass Leute mich hassen.“

Auch in ihren Kolumnen arbeitete sie sich zu oft an Gegnern ab, die eigentlich nicht satisfaktionsfähig sind, wie etwa an dem weinerlich den Niedergang des Mannes begreifenden Zeit-Autoren Jens Jessen. Dabei ist der eigentlich nicht mehr satisfaktionsfähig, seit er einem von zwei Migranten ins Koma Geprügelten nachrief, dass es halt „viele besserwisserische deutsche Rentner gibt, die den Ausländern hier das Leben zur Hölle machen“. Stokowski hatte für ähnlich gelagerte Konfliktfälle in S- oder U-Bahnen jedenfalls einen patenten Rat: „Meistens reicht es, zu sagen, das ist nicht cool, was Du da gerade machst.“

Pures Kolumnengold

Das ist natürlich „pures Kolumnengold“. Auch in anderen Texten beweist Stokowski, dass man „auch als linker Mensch das Recht zu lachen“ haben kann. Nur schade, dass sie gleich danach ihren Zuhörerinnen das Wortspiel von Korn, Blume und „blau“ meint, erklären zu müssen. Und leider geht sie im Laufe des Abends allzu oft auf Nummer sicher, in dem sie aus der Lesung einen Hate-Slam macht und im Wechselspiel mit von Wedemeyer die peinlichsten Kommentare der Stokowski-Hasser zum Schlechtesten gibt. Das

Womit wir beim großen blinden Fleck wären, den Stokowski mit anderen Feministinnen ihrer Generation teilt. Die „Emma“, tat sie unter vereinzelt Johlen aus dem Auditorium kund, sei früher zwar wichtig, aber heute rassistisch und voller „antimuslimischem, antifeministischem Scheiß“. Warum ausgerechnet diejenige, die – zurecht – die letzten Verteidigungslinien des hiesigen Patriarchats attackieren, so nachsichtig mit eingewanderten frauenfeindlichen Wertesystemen sind, das hat Margarete Stokowski an diesem Abend leider nicht verraten.



Wer „Die letzten Tage des Patriarchats“ mit Widmung nach Hause nehmen wollte, brauchte viele Geduld.

Das rätselhafte Andere

David Reiber Otálora stellt seine Werke bis zum 23. März im Neuen Kunstverein aus



David Reiber Otálora.

Foto: Schultz.

einem Palmenrelief. Nicht zu vergessen das Bild eines Luftgitters mit der Aufschrift „21 Grad Celsius“ in der Ecke hinten, dicht unter der Decke. Die Lamellen der Jalousien strukturieren den Raum, links an der großen Wand hängen drei gebeizte MDF-Tafeln, sie zeigen Kalenderblätter und darüber eine

karibisch anmutende Szenerie. „Eine historische Abbildung, „Die Erde vor der Sintflut“, sagt Reiber Otálora. Die Zeichnung, zweimal variiert, brachte er mit Kohlepapier auf, das er mit dem Zeichenstift durchdrückte. Das „Luftgitter“ ist ein Marmorosaak mit Kunstharz auf Metallplatte. „In seinen

Filmen und bildhauerischen Arbeiten beschäftigt er sich mit Exotismen und kolonialen Repräsentationen des Anderen und forscht nach Möglichkeiten, diese als Grundlage fantastischer und doppeldeutiger Narrationen zu affirmieren“, notiert der Kunstverein elegant. „Ich mag das Rätselhafte“, sagte der Künstler dem Anzeiger, verriet aber so viel, dass ihn die Illustrationen mit ihrer tropischen Idylle irgendwie an koloniale Zeiten und Umstände erinnert und die Inspiration dann eine generelle Richtung genommen hätte. Das Muster auf der marmornen, sagen wir, Akentische erinnere ihn irgendwie an Schlagenhaut, sagt Reiber Otálora. Vielleicht sei es ja ein koloniales Büro? Interessant und angenehm ist jedenfalls, wie die Arbeiten den Raum verändern, ihm eine stille, eigene Struktur verleihen und sanft an unseren Wahrnehmungsgewohnheiten zupfen.

Noch bis zum 23. März im Neuen Gießener Kunstverein. Öffnungszeiten Samstag 14 - 17 Uhr und nach Vereinbarung unter 0641/2509444.